

Publish first – filter later. Über den Prozess der Qualitätsbewertung im Open Access

Hubertus Kohle

Zusammenfassung – Das Internet kann nicht nur als Publikationsort verwendet werden, sondern bietet auch eine ganze Reihe von Möglichkeiten zur Qualitätsmessung von wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Das traditionelle vorgeschaltete Peer-Review-Verfahren lässt sich dadurch mindestens ergänzen.

Schlüsselwörter – Peer Review, Qualitätsmessung, Impact, Open Access

Abstract – The Internet cannot only be used as a space for scholarly publications, but it also offers a whole range of possibilities to measure the quality of such publications. The traditional peer review process ‘avant la lettre’ can at least be complemented by them.

Key words – peer review, quality measurement, impact, open access

Einleitung

Das traditionelle wissenschaftliche Veröffentlichungswesen setzt auf eine klare prozedurale Hierarchie: erst filtern, dann veröffentlichen. Die Logik dieser Verfahrensweise bezieht ihre Selbstverständlichkeit auch aus der Tatsache, dass sie nur Allerweltsweisheiten wie die vom „erst denken, dann reden“ zu reflektieren scheint. Wenn ich meinen Vortrag mit einem gegenläufigen Motto versehe – es geht übrigens auf den amerikanischen Medientheoretiker Clay Shirky (2008, 81 ff.) zurück – so deswegen, weil mir das scheinbar Selbstverständliche im digitalen Online-Medium, insbesondere unter Open-Access-Bedingungen, einiges an Plausibilität zu verlieren scheint. Und das hat etwas mit dem Gebrauch dieses Mediums zu tun. Er resultiert (1) aus dessen extremer Niederschwelligkeit und verbindet sich wiederum (2) mit seiner tendenziell unendlichen Aufnahmefähigkeit bei gleichzeitig (3) extrem schneller und (4) vollkommen individualisierter Adressierbarkeit.

Erstens niederschwellig, weil das Hochladen einer Datei einschließlich seiner Suchmaschinenkompatiblen Verschlagwortung inzwischen ein Kinderspiel ist, was nicht ausschließt, dass eine professionelle Behandlung des Vorganges durchaus die Auffindbarkeit weiter verbessern kann. Zweitens unendliche Aufnahmefähigkeit, weil heute eine Terabyte-Festplatte nicht einmal mehr 100 Euro kostet, aber zur Not eine Million Bücher als Volltext speichern kann. Drittens extrem schnelle Adressierbarkeit, weil elektrische Schwingungen eben mit Lichtgeschwindigkeit zirkulieren, und viertens individualisierte Adressierbarkeit, weil ich in kürzester Zeit unter Millionen Dokumenten genau ein bestimmtes heraus-

finden kann, wenn ich dessen Inhalt hinreichend genau beschreibe, so wie mich andersherum ein bestimmtes Dokument erreicht, weil ich mich selbst eindeutig definieren kann.

Das, was so technisch klingt, hat ganz entscheidende Konsequenzen. In vielerlei Hinsicht natürlich, von denen uns hier aber nur wenige interessieren müssen. Der Aspekt Niederschwelligkeit zum Beispiel: es wird unter digitalen Bedingungen viel mehr publiziert als früher. Sie kennen ja vielleicht diesen ominösen Verlag, der seine Aufgabe vor allem darin sieht, Proseminararbeiten bei Amazon so aussehen zu lassen, als seien es hochrangige wissenschaftliche Arbeiten, um sie dann teuer zu verkaufen (also nicht im Open Access).¹ Oder jenen anderen Verlag, der wild zusammenklaubend alle möglichen Public-Domain-Produkte wie z. B. diejenigen der Wikipedia versammelt, um diese dann ebenfalls zu verkaufen (LLC Books; dazu STRAHL 2011). Ein durchaus legales, aber trotzdem unmoralisches Geschäftsgebaren. Es wäre übrigens einmal interessant zu untersuchen, wieviel davon dann tatsächlich in einer oder mehreren Bibliotheken landet, was schon eine gewisse Adelung mit sich bringt. Und noch wichtiger: es wird ohne vorgelagerte Filter publiziert, Stichwort: Self-Publishing. Auch dafür gibt es inzwischen Verlage, die nur noch ein bisschen Beiwerk organisieren wie die Beschaffung einer ISBN-Nummer, aber es geht eben auch ganz ohne. Zu häufig durchaus lukrativen Bedingungen, etwa bei Amazon, wo der Autor bis zu 70 % des Verkaufspreises einstreichen kann, während es unter den alten Bedingungen zwischen 0 % und 5 % waren, wenn man nicht – bei Qualifikationsarbeiten eher der Regelfall – noch ordentlich draufzahlen muss. Was soll man als Wissenschaftler oder Wissen-

schaftlerin mit dieser Situation anfangen, die vor allem durch eine massive Unübersichtlichkeit geprägt ist? Sicher, man kann konservativ reagieren und nur Arbeiten von Menschen lesen, die man als seriös kennt. Oder nur gedruckte Bücher von bekannten Verlagen, weil hier ja die traditionellen vorgeschalteten Filter greifen. Aber ist das in einer Situation, wo z. B. an der Universität München inzwischen zwei Drittel aller akademischen Qualifikationsschriften (wenn auch bei den Geisteswissenschaften der Anteil erheblich niedriger liegt) online erscheinen, ein gangbarer Weg? Entgeht einem da nicht vieles? Wo wir doch wissen, dass Neues häufig an Stellen erscheint, an denen wir es nicht erwarten?!

Ich denke: nein, der Rückzug ins Althergebrachte sollte kein Weg sein. Zunächst, weil der Anteil der nicht mehr nach klassischen Kriterien gereviewten Schriften ansteigen wird. Aber auch, weil das Verfahren der vorgelagerten Reviews eine in vielerlei Hinsicht einseitige, inzwischen auch häufig kritisierte Bewertung liefert (zusammenfassend: BORGMANN 2007, 60-61), und weil es schlicht unter den neuen Bedingungen in seinem Ausschließlichkeitsanspruch nicht mehr notwendig ist. Immer natürlich unter der Voraussetzung, dass die Publikation digital und online im Open Access vorliegt.

Publizieren ohne vorgeschaltete Filterprozesse

Der Hauptteil meines Vortrages wird sich nun mit der These beschäftigen, dass ein vorgeschalteter Filterprozess nicht mehr notwendig oder doch zumindest ergänzungsbedürftig ist. Wenn nicht vorgeschaltet, dann gibt es nur noch zwei Alternativen: nachgeschaltet oder überhaupt nicht. In gewisser Weise sind sich diese beiden Alternativen durchaus ähnlich, denn der Veröffentlichung selber stellt sich gar nichts entgegen, sie ist schlicht da, und es ist mit ihr umzugehen. Das heißt konkret, dass sie jeder lesen kann. Mir scheint das zunächst einmal gar nicht so schlecht. Denn auch im bescheidensten Beitrag kann eine Sachinformation stecken, die von Bedeutung ist, und die unter den traditionellen Bedingungen das Licht der Welt gar nicht erst erblickt hätte. Ansonsten aber dürfte sich sehr schnell ein ganzer Haufen von allenfalls Mittelmäßigem oder gar Minderwertigem ansammeln.

Wichtig zunächst einmal festzuhalten ist also, dass Peer Review nicht notwendig ein vorgeschalteter Prozess sein muss. Eine Bewertung, die im Nachhinein stattfindet, kann ebenfalls ein

Peer Review sein. Und diese ist auch in der analogen Welt schon immer vorgekommen, indem sich die Evaluation von Schriften im Rahmen der Lektüre ergeben hat, die dann z. B. in einer oder mehreren Rezensionen münden kann, wobei die Anzahl der Rezensionen normalerweise schon ein Qualitätshinweis ist. Im Digitalen kommen eine ganze Reihe von anderen Hinweisen hinzu. Die Hinweise können erst einmal ganz konservative sein und sich weitgehend an das traditionelle Verhalten anschließen. Wenn ich also im Internet sehe, dass eine Schrift von jemandem stammt, den ich nicht kenne, lade ich mir sie nicht herunter und vice versa. Immerhin auch eine Markierung, die sich in einer Download-Statistik messen lässt. Aber dann geht es weiter, und zwar in erster Linie dann, wenn die Schrift nicht einfach nur online, sondern im Open Access vorliegt: Ich kann die Schrift nach Lektüre mit einer Bewertung versehen, die von einfachen Sternchen bis hin zu ausführlichen Kommentaren reicht. Ich kann den Beitrag zitieren, oder in meine Liste der relevanten Werke aufnehmen, die ich dann wiederum selber online stelle. Etwa über Zotero, dieser wirklich genialen Online-Bibliographie, die man wahlweise persönlich oder öffentlich anlegen kann.² Ich kann zitieren oder online annotieren, kurz, ich kann den gesamten Gebrauch der Vorlage dokumentieren, bis hin zur Dauer, die ich mich ihr gewidmet habe. Alles zusammengenommen kann zu einem Profil der Schrift komprimiert werden, das umso aussagekräftiger wird, je mehr Gebrauchende sich an dem Prozess beteiligen. Unbewusst zum großen Teil, weil die Dokumentation dieses Gebrauches nebenbei verläuft, quasi ohne vom Gebrauchenden selber bemerkt zu werden. Also z. B. so, dass ich für alles, was ich mit Bezug auf eine bestimmte Schrift selber aufschreibe, optional „geshared“ wird, also im Internet zur Verfügung steht. Das könnte dann etwa so aussehen wie bei den Ihnen sicherlich bekannten Kindle-Büchern, wo meine Unterstreichung dann öffentlich sichtbar wird, wenn mindestens zwei andere Leser die gleiche Stelle unterstrichen haben. Wenn ich alle diese Kriterien dann mit der – Stichwort Adressierbarkeit – präzise bis hinab auf die Wortebene zu konkretisierenden Suche kombiniere, die ich semantisch noch durch Kookkurrenz-Analyse weiter verfeinere, sollte eine hinreichend sachhaltige Identifizierung desjenigen Materials möglich sein, das wirklich meinen Interessen entspricht. Hinzu kommt, dass ich mich als Gebrauchender identifizieren kann, persönlich oder anonymisiert, auf jeden Fall in meiner Qualifikation konkretisiert. Das kann auf

verschiedene Weise verwendet werden. Als konservativer Leser stelle ich in der Suche ein, dass mir die Bewertungen eines Ordinarius beispielsweise fünfmal so viel wert sind wie diejenigen eines Studierenden – dies wäre im Übrigen eine Möglichkeit, die auch auf die eingangs in meinen vier Punkten genannte präzise Adressierbarkeit zurückgeht. Oder ich will nur die Einschätzungen der Jüngerer und priorisiere diese. Alles dieses setzt natürlich voraus, dass jeder Gebrauchende oder Leser ein ziemlich detailliertes Profil von sich abgibt, wenn es nicht indirekt vom System durch Aggregation von online verfügbarem Material erzeugt wird. Google macht uns vor, was da so alles möglich ist, und im Grunde läuft das, was ich hier beschreibe, ja auf so etwas wie ein Google Pagerank hinaus. Das Entscheidende bei alledem: Wird es gelingen, in dieser neuen Wissenschaftswelt den Unterschied von anonym und Klarnamen zu erhalten? Oder wird der Gebrauch schon alleine dadurch eingeschränkt bzw. auf seine Basisfunktionalitäten reduziert, dass man sich darüber nicht sicher sein kann? Auf jeden Fall wird sich die große Frage stellen, ob wir es hier mit einer schönen neuen transparenten oder einer grauenhaft orwellianischen Welt zu tun haben werden. Zurück aber wird es nicht mehr gehen, die Aussage gilt zumindest dann, wenn man – wie ich – daran glaubt, dass das wissenschaftliche Veröffentlichungswesen in Zukunft verstärkt in Richtung Open Access geht. Wir tun gut daran, uns in die Prozesse einzuschalten, die hier anstehen. Ein Blick auf England und die Schweiz dürfte genügen, um den Druck zu verstehen, der von den Geldgebern in Richtung Open Access gemacht wird. Denn dort werden Forschungsgelder in Zukunft verstärkt auf der Basis von online veröffentlichten Schriften vergeben bzw. nur noch die Druckvorstufe finanziell unterstützt.³

Skizze eines selektiven Publikationswesens ohne vorheriges Review

So radikal, wie er zuletzt erschien, muss der Vorschlag gar nicht sein, das Bewertungswesen tendenziell von einem Zeitpunkt vor auf einen Zeitraum nach der Veröffentlichung zu verlagern. Denkbar wäre etwas, was in den Naturwissenschaften teilweise schon praktiziert wird. Sehr schnell in einer abgeschlossenen, aber unbewerteten Form veröffentlichen, danach einen wie auch immer gearteten Review-Prozess durchführen, und dann eine definitive Veröffentlichung in einem anderen Rahmen vornehmen, der nicht

notwendig online, sondern der auch gedruckt sein kann. Wenn ursprünglicher plus eventuell überarbeiteter Beitrag plus Gutachten an der definitiven Stelle publiziert würden, hätte man einen zusätzlichen Mehrwert, der die Multiperspektivität von Wissenschaft einschließen würde.⁴

Ein paar Worte zum Verlagswesen

Im Hinblick auf den Druck sollten wir uns in keinem Fall von Verlagen vorhalten lassen, wir würden ihre Existenz bedrohen, wenn wir auf online umschalten. Es gibt eine Reihe von Untersuchungen, die belegen, dass der Verkauf von gedruckten Büchern durch die identische Präsenz im Internet nicht etwa behindert, sondern befördert wird (FERWERDA, SNIJDER & ADEMA, 2013).⁵ Bei dem von mir vorgeschlagenen Vorgehen wären sie ja noch nicht einmal identisch. Wir Wissenschaftler sollten klar sagen, dass die Wissenschaft für ihren eigenen Erfolg zuständig ist und nicht für den von anderen Produktionszweigen. Das Verlagswesen tut gut daran, einen Mehrwert zu erzeugen, der auch unter den neuen Verhältnissen greift. Dann wird es auch im wissenschaftlichen Bereich eine Zukunft haben. Der Vorsprung, welcher hier noch auf Seiten der klassischen Verlage liegt, und der in deren in Jahrzehnten, wenn nicht Jahrhunderten aufgebautem Renommee besteht, dürfte bei entsprechendem Engagement in sehr viel kürzerer Zeit auf die neuen Veröffentlicher übergehen, die als „Born digital“ auftreten. Dabei spricht wiederum auch nichts dagegen, dass klassische Verlage sich selbst für die Veröffentlichung im Open Access zuständig erklären. Open Access aber ist aus meiner Sicht unverzichtbare Voraussetzung für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Wissenschaften, und es sollte auch nicht mit dem Ebook verwechselt werden, das die inzwischen sattsam bekannten Probleme der Bibliotheken gegenüber dem gedruckten Buch eventuell sogar noch verschärfen wird. Aber das ist ein anderes Thema und würde mindestens einen weiteren Vortrag erfordern.

Vision

Eine Publikationswelt wie die von mir beschriebene wird eine ganz andere sein als die alte. Vorgeschaltete Reviewer entscheiden ja nicht nur darüber, ob eine Schrift veröffentlicht werden sollte oder nicht, sondern häufig geben sie in-

haltliche Hinweise bzw. Auflagen, deren Berücksichtigung Voraussetzung für die Publikation sein kann. An wenigen Stellen zeigt sich so deutlich wie hier der Unterschied zwischen einer gedruckten und einer Open-Access-Veröffentlichung. Die Idee der alten Publikation geht einher mit der Vorstellung von Vollendung und Abgeschlossenheit. Bei aller Einsicht in die Tatsache, dass Wissenschaft immer dem Wandel der Zeit unterliegt, eignet dem Druck doch geradezu substanzuell etwas Definitives. Im Open Access ist das ganz anders. Schon in der Form, wie sie sich in meiner kurzen Darstellung konturiert, haftet der elektronischen Veröffentlichung etwas Vorübergehendes an, sie wird zu einem revidier- und ergänzbaren Teil eines auf immer unabgeschlossenen Prozesses. Insbesondere in den Geisteswissenschaften wird es nicht leicht sein, diesen Wandel zu akzeptieren, vor allem auch deswegen, weil die anfänglich beschriebene Unübersichtlichkeit in jedem Fall wachsen wird und nur über professionelle Recherchetechniken einigermaßen einzuhegen ist.

Anmerkungen

¹ Grin-Verlag: <http://www.grin.com/de/> [20.10.2014].

² <https://www.zotero.org/> [20.10.2014].

³ Vgl. etwa <http://www.snf.ch/de/fokusForschung/themendossiers/open-access/Seiten/default.aspx> und <http://www.economist.com/news/science-and-technology/21620051-changes-will-bring-scientific-discovery-more-freely-public-domain> [20.10.2014].

⁴ Im Bereich der Wirtschaftswissenschaften zeigt die Zeitschrift *Economics*, wie man vor- und nachgeschaltetes peer reviewing kombinieren kann: <http://www.economics-ejournal.org/>

⁵ Um den Nachweis dieser These bemüht sich eindrücklich vor allem der Historiker Klaus Graf. Vgl.: https://www.diigo.com/user/klausgraf/monograph_open_access [20.10.2014].

Literatur

Borgman, Chr. L. (2007). *Scholarship in the digital age: information, infrastructure, and the Internet*. Cambridge/Mass.: MIT-Press.

Ferwerda, E., Snijder, R. & Adema, J. (2013). *OAPEN-NL. A project exploring Open Access monograph publishing in the Netherlands. Final Report*. Utrecht: OAPEN Foundation. <http://www.oapen.nl/images/attachments/article/58/OAPEN-NL-final-report.pdf>

Shirky, C. (2008). *Here comes everybody: the power of organizing without organizations*. London: Penguin Press.

Strahl, T. (2011). LLC Books: Amerikanischer Verlag verkauft offenbar Wikipedia-Artikel als "Bücher" bei Amazon. *Sehnsuchtsort*, 21. März 2011. <http://www.sehnsuchtsort.de/?p=2793> [20.10.2014].

Empfehlung für weiterführende Lektüre

Fitzpatrick, K. (2011). *Planned Obsolescence: publishing, technology, and the future of the academy*. New York: New York Univ. Press.

Kriegeskorte, N. & Deca, D. (eds.) (2012). Beyond Open Access: Visions for Open Evaluation of Scientific Papers by Post-publication Peer Review. *Frontiers in Computational Neuroscience*, November 2012.

Über den Autor:

Hubertus Kohle ist Professor für Kunstgeschichte an der LMU München mit Schwerpunkten im Bereich der Kunst des 18. bis 20. Jahrhunderts und in der digitalen Kunstgeschichte.

*Prof. Dr. Hubertus Kohle
Institut für Kunstgeschichte
LMU München
Zentnerstr. 31
80798 München
Deutschland
hubertus.kohle@lmu.de*